

Die Leute glauben nur, was sie schon wissen

Agenten Umberto Ecos Roman „Der Friedhof in Prag“ erzählt seine eigene Geschichte der Verschwörungstheorien. Von Rainer Moritz

Paris im Jahr 1897: Capitaine Simone Simonini, ein im Piemont geborener Franzose, verliert sein Gedächtnis und versucht sich dadurch zu therapieren, dass er seinem Tagebuch seine Lebensgeschichte anvertraut. Doch Umberto Eco wäre nicht der fintenreiche postmoderne Spieler Umberto Eco, wenn sein neuer Roman „Der Friedhof in Prag“ es mit dieser einen Erzählerstimme bewenden ließe. Nein, Simonini bekommt nächtens Besuch von einem Abbé Dalla Piccola, der sein Doppelgänger sein könnte und die Tagebucheinträge mit kritischen Kommentaren versieht. Weil beiden Herren nicht recht zu trauen ist, mischt sich bald ein allwissend wirkender Erzähler ein, der die Erinnerungen und Meinungen sichtet und wertet.

Wovon genau die drei Berichterstatter – deren Texte freundlicher Weise typografisch unterschiedlich präsentiert werden – erzählen, ist nicht sofort zu durchschauen. Der Mittschziger Simone Simonini, das immerhin stellt sich rasch heraus, ist ein schillernder, skrupelloser Charakter, der als Agent und Dokumentenfälscher viel durchgemacht hat. Von seinem italienischen Großvater mit dem Gift des Judenhasses infiziert, zeigt er keine Scheu, seine gesammelten Vorurteile zu hegen und zu pflegen. Alles Jüdische, alles Freimaurerische, alles Jesuitische ist ihm verhasst, und seine abschätzigen Bemerkungen machen vor keiner Nation halt. Den Deutschen, ihren Essgewohnheiten und den daraus resultierenden Verdauungsstörungen gelten die deftigsten Invektiven, die Umberto Eco und seinen Übersetzer Burkhard Kroeber auf der Höhe ihrer Sprachgewalt zeigen.

Simoninis Lebensschau führt zurück zu seiner italienischen Familie und zu seiner Unterstützung der Einigungsbewegung des Risorgimento. Wir sehen ihn an der Seite Garibaldis den Boden Siziliens betreten und immer wieder die Fronten wechseln, ehe er letztlich nach Paris flieht und von dort aus seine Intrigen spinnert. Ecos Roman ufer, vor allem in diesen italienischen Passagen, ein wenig aus und verlangt auch vom historisch beschlagenen Leser einiges an Langmut. Doch umso faszinierender wirkt das Gefüge, sobald sich Eco seinem Hauptthema zuwendet: „Der Friedhof von Prag“ ist dann ein Roman über die Wirkmächtigkeit der Schrift, über die unauflösbare Vermischung von Realität und Fiktion, über die Dreistigkeit von Romanziers, die „aus einem Huhn einen Adler machen“, und über den Einfluss geschickter in-

zenierter Verschwörungstheorien, die im 19. Jahrhundert ihren Anfang nahmen und dazu beitrugen, die Katastrophen des zwanzigsten Jahrhunderts herbeizuführen.

Zum zentralen Erzählstrang wird dabei – abgeleitet aus Werken von Maurice Joly und Sir John Retcliff alias Hermann Goedsche – ein vorgebliches Treffen jüdischer Stammesvertreter auf dem alten Friedhof von Prag. Dort seien, so die bösartige, später in den „Protokollen der Weisen von Zion“ weitergesponnene Erfindung, die Pläne einer künftigen jüdischen Weltherrschaft geschmiedet worden: ein übles Konstrukt, das in antisemitischen Kreisen allzu gern als wahr angesehen und von Hitler in „Mein Kampf“ zitiert wurde.

Umberto Eco macht an diesem Beispiel deutlich, wie sinnlos es ist, auf „wahre“ Begebenheiten zu pochen. „Die Leute glauben nur, was sie schon wissen“, heißt eine der Sentenzen des Romans, dessen Autor großes Vergnügen dabei findet, die Täuschungsmanöver des Fälschers Simonini nachzuzeichnen. Illustriert mit Abbildungen, die fast alle aus den Beständen Ecos stammen, und durchsetzt von historisch verbürgten Figuren wie dem Wiener Arzt Dr. Froide, dem Publizisten

Manche machen in ihren Büchern dreist aus einem Huhn einen Adler.

Léo Taxil, der Seherin Diana Vaughan oder dem Schriftsteller Proust („ein fünfundzwanzigjähriger Päderast, dessen Schriften zum Glück unpubliziert sind“), zerstört der Roman die Illusionen all derjenigen, die an einen rationalen Weltenlauf glauben. Simonini, der, um Spuren zu beseitigen, vor keinem Mord zurückschreckt, ist ein kleines Rädchen in einem zynischen Machtgefüge, dessen Drahtzieher – natürlich – auch bei der Dreyfus-Affäre 1894 ihre Hände im Spiel haben.

Simonini, eine der wenigen erfundenen Figuren des Romans, verkörpert so das Prinzip des unausrottbaren Agenten, der, wie Eco im Nachwort ironisch raunend anmerkt, „immer noch unter uns“ weilt. Dass es manchmal eines gehörigen Kraftaufwandes bedarf, um das Geflecht der Verschwörungen und Ränkespiele zu durchdringen, und dass der „Friedhof von Prag“, so der Autor scheinbar selbstkritisch, eine „chaotische Handlung“ aufweist, hat auch mit der eingangs beschriebenen erzählerischen Konstruktion zu tun. Je stärker der Leser vom Dickicht der Halb- und Unwahrheiten gefangen genommen wird, desto unnötiger scheint das Setting der drei miteinander konkurrierenden Erzähler. Da liegt, keine Frage, der Schwachpunkt die-



„Die Jesuiten sind Freimaurer in Frauenkleidern“, das meinte im 19. Jahrhundert fast jeder. Ebenso, dass die Juden nach Weltherrschaft streben. Abbildung: aus dem besprochenen Band

ses grandios weit ausholenden Romans. Warum all dieser Aufwand, so fragt man sich verschämt und hätte auf die eine oder andere Volte durchaus verzichten können. Entschädigung erfährt man dafür jedoch an vielen Stellen, nicht zuletzt dort, wo Simoninis Erfahrungsschatz grundlegende Weisheiten preisgibt. Einer, der wie er vielen Herren (für gutes Geld) gedient hat, weiß, wie man sein Fähnchen in den Wind hält. „Man darf nie bloß seinem aktuellen Herrn dienen, man muss sich immer schon auf dessen Nachfolger vorbereiten.“

Wer weder mit den Carbonari noch mit Freimaurern oder Alexandre Dumas etwas

anzufangen weiß, der mag wie der fress-süchtige Held Simonini Trost in den reichhaltigen kulinarischen Genüssen finden, die Italien und Frankreich schon im 19. Jahrhundert aufwiesen. Die Menüvorschläge, die „aspics de filets de laperaux“ oder eine sicherlich köstliche „langue de veau au jus“ berücksichtigen, hat der Autor Umberto Eco offenkundig mit größter Lust zusammengestellt. So belehrt und unterhält dieser Roman, und er macht Appetit.

Umberto Eco: Der Friedhof in Prag. Roman. Deutsch von Burkhard Kroeber. Carl Hanser Verlag, München. 524 Seiten, 26 Euro.

Diesen Pferden gibt man keinen Gnadenschuss

Geschwister Der Norweger Roy Jacobsen erinnert sich an den „Sommer, in dem Linda schwimmen lernte“. Von Barbara Schaefer

Kannst du nicht richtig zeichnen, verdammst!“ Etwas stimmt nicht mit Finns kleiner Halbschwester Linda. „Der Sommer, in dem Linda schwimmen lernte“, an den der Ich-Erzähler in Roy Jacobsens Roman sich erinnert, ist der Sommer der Berliner Mauer. Der zehnjährige Finn, ein kluger, stiller Junge, führt mit seiner schüchternen Mutter in einer Osloer Arbeitersiedlung ein ruhiges Leben. Der Vater hatte sie verlassen und erneut geheiratet. Jetzt ist er tot. Mutter und Sohn haben ein stillschweigendes Abkommen zueinanderzustehen und sich nicht allzu sehr über den anderen aufzuregen. In jenem Sommer ändert sich alles.

Finns sechsjährige Halbschwester zieht ein, weil sich ihre drogensüchtige Mutter nicht mehr um sie kümmern kann. Linda ist ein eigenartiges Mädchen, sie redet wenig, muss Tabletten nehmen und schläft viel. Sie bringt alle Beziehungsfäden komplett durcheinander. Finns Mutter nimmt sich des Mädchens an, und Finn, obwohl eifersüchtig, entbrennt in heißer Beschützerliebe, während die gnadenlosen Kinder der Siedlung beginnen, sich über Linda lustig zu machen.

Aus dieser schwierigen Konstellation hat der norwegische Autor Jacobsen kein ganz und gar trauriges Buch gemacht. Jacobsen verleiht Finns Erzählung einen

schnoddrigen Ton. Die Dialoge sprühen vor Komik, die Geschichte schreitet herzzerreißend rührend voran, ohne sentimental zu werden. Mit Löwenliebe versucht Finn, seiner Schwester etwas beizubringen, obwohl er fast daran verzweifelt, dass die Pferde, die sie endlos in ihr Heft malt, nur von ihm als Pferde zu erkennen sind.

Schließlich kommt der Sommer, in dem Linda schwimmen lernte. Danach soll Linda in die Schule, das erweist sich als schwierig. Und dann ist dieser Roman um Linda auch schon zu Ende. Der Leser bleibt traurig zurück wie Finn. Zugleich merkt er, wie beglückt er ist, Finn und Linda eine Zeit lang begleitet zu haben.

Roy Jacobsen: Der Sommer, in dem Linda schwimmen lernte. Roman. Aus dem Norwegischen von Gabriele Haefs. Osburg Verlag, Berlin, 269 Seiten, 19,95 Euro.

Meine Buchtipps

Manfred Hauber

Buchhändler kennen den Buchmarkt und das literarische Leben. Jede Woche fragen wir sie nach den Büchern, die ihnen aufgefallen sind. Heute: Manfred Hauber von der Buchhandlung Wagner in Bad Cannstatt.

Erfolgstitel der Woche

Wolfgang Schorlau: Die letzte Flucht, Axel Hacke: Das Beste aus meinem Liebesleben

Neuerscheinung der Saison

Marlene Streeruwitz: Die Schmerzmacherin

Mein Lieblingsbuch

Josef Bierbichler: Mittelreich

Ein großartiger Roman über das zwanzigste Jahrhundert in Deutschland, erzählt aus der Perspektive einer Dorfwirtsfamilie.

Mein ganzes Gesicht habe ich noch nie gesehen

Miniaturen „Die Kuh ist ein einsames Tier“: David Albahari schreibt kurze Texte, die lang zu denken geben. Von Cord Beintmann

Manchmal ist es eben gut, nichts zu tun. „Was für ein schöner Satz. Es ist, als hätte man auf diesen Satz schon lange gewartet. Denn er steht ja gegen die Dynamik, das Wachstum, die Abrisswut, das Jagen. Auch gegen das „Sich-ständig-neu-Erfinden“ und anderen Blödsinn. Ein anderer Satz: „Wer auch nur einen Augenblick die Süße der Stille erfahren hat, kehrt immer wieder zu ihr zurück.“ Die Sätze von David Albahari haben etwas selbstbewusst Gesetztes, ohne laut zu sein. Manche der kurzen Text in seiner Sammlung „Die Kuh ist ein einsames Tier“ bestehen nur aus einem einzigen solchen Satz.

Jede neue Seite schlägt man gespannt auf. Jedes der 117 Steinchen dieses Textmosaiks von 137 Seiten ist ganz überraschend.

Seite 10 endet mit dem Satz: „Den Ton, sagt der Mann, hast du den Ton gehört?“ Seite 11 beginnt so: „Meine Frau versteckt beide Hände hinter dem Rücken, und ich soll raten, in welcher sie etwas für mich hat.“

Was sind die Themen? Menschen in ihrem Alltag, Sprache, Erzählen. Paare. Tod. Ein grüblerisches Ich. Philosophisches. Erotik. Die Paare sind oft Ehepaare, die sich in Zimmern aufhalten. Und dort herrscht dann eine gewaltige Spannung zwischen Mann und Frau. Es gibt bei Albahari kalte, scharfe Überlegungen. „Sie beschließen, alles zu vergessen. Wie jedoch stellt man fest, dass man etwas vergessen hat?“ Und es gibt ganz fremde, sperrige Hirngespinnste: „Manchmal, beim Gehen, begleiten einen viele Tiere.“

David Albaharis eigenwillige Gedankenketten sind souverän zu Bildern verdichtet. „Die Liebe ist wie Wasser“, sagt er. „Man kann die Finger der hohlen Hand noch so fest aneinanderpressen, es rinnt einem davon.“ David Albahari, 1948 in Serbien geboren, lebt seit 1994 in Kanada. Er hat mehrere Romane veröffentlicht. Sprache, Schreiben und Erzählen sind zentrale Themen seines Sammelbandes.

Albahari behauptet, dass nicht der Erzähler erzähle, sondern das Erzählen von sich, aus eigener Kraft beginne. „Du glaubst immer noch, dass man Erzählungen macht, dass sie nicht von selbst kommen.“ Doch das Sprechen ist für Albahari auch ein Verschwindenlassen. „Das Wort ist die Auslöschung.“ Albahari liebt die Stille und das Schweigen. „Sein ist das Schweigen.“ Und doch erzählt er fortwährend. So ist der Gestus seines Textmosaiks auch provokativ. Er spricht, erzählt, und er preist die Verweigerung des Sprechens.

Die Dialektik von Seiendem und dem Sprechen darüber durchzieht viele seiner Texte. Und das ist ja nichts Theoretisches. Wir leben, und wir sprechen darüber. Das ist nicht immer deckungsgleich.

Dürr-philosophisch ist das alles nicht. „Ich bin langsam, das bestreite ich nicht. Aber welchen Nutzen bringt uns die Schnelligkeit?“ Sätze wie dieser bergen einen ganzen Essay über unsere Wirtschafts- und Lebensform in sich. Fünf Zeilen weiter betörende Anschaulichkeit: „Oder wenn ich vor den Spiegel trete: Darin habe ich noch nie mein ganzes Gesicht gesehen.“ Abstraktion und Konkretion sind in David Albaharis Miniaturen wundervoll verschweißt.

David Albahari: Die Kuh ist ein einsames Tier. Kurze Geschichten und dauerhafte Wahrheiten über Liebe, Traurigkeit und den ganzen Rest. Aus dem Serbischen von Mirjana und Klaus Wittmann. Eichborn, Frankfurt am Main. 144 Seiten, 16,95 Euro.

Fantastik

Krakenkult und Spukgemäuer

Feindesland Die Welt wird immer brutaler, droht die Science-Fiction-Literatur. Aber schon das eigene Haus kann heute das Böse bergen. Von Thomas Klingenmaier

Beides hat nicht geklappt – nicht die Rettung der Welt, die von den bürgerlichen Politikern versprochen wurde, und nicht die gloriose Ankunft von Gottes Gericht, welche die Fundamentalisten ausgemalt haben. In Marcel Theroux’ „Weit im Norden“ haben der Klimawandel, die Völkerwanderungen und die Verteilungskriege jede Zivilisation ausradiert. Die von einer streng christlichen Erziehung geprägte Erzählerin Makepeace lebt in den Resten jener Enklave, in der ihre Sekte einst vergeblich Zuflucht zu finden hoffte. In seinem Porträt der Verwilderung ähnelt „Weit im Norden“ Cormac McCarthys „The Road“, findet aber durch Makepeace einen eigenen Ton. Marcel Theroux ist der Sohn des Weltenbummlers Paul Theroux, der neben Reisebüchern furchtlos Literatur lieferte, die mal diesem, mal jenem Genre zugerechnet werden konnte, auch der SF. Der Apfel ist zum Glück nicht weit vom Stamm gefallen.

Marcel Theroux: Weit im Norden. Heyne TB. 431 Seiten, 14,40 Euro.

Haarklein und ernsthaft glaubt mancher SF-Autor erklären zu müssen, wie wir von hier nach da kommen könnten, von der uns vertrauten Gesellschaft zu den anderen Verhältnissen in der Zukunft seiner Romane. Der sarkastische Freigeist Jasper Fforde schert sich um solche Evolutionswahrscheinlichkeiten gar nicht. Er entwirft in „Grau“ eine postapokalyptische Resteverwertungsgesellschaft, die als satirischer Zerspiegel unserer kollektiven Lügen und Ambitionen dienen soll. Fortschritt ist in dieser Gesellschaft als Wurzel allen Übels mit religiöser Strenge verboten. Stillstand ist die Norm, der zyklische Rücksprung auf noch einfachere Verhältnisse das Ziel. Ein strenges Kastensystem beherrscht alles und jeden. Das Sortierkriterium ist die Fähigkeit, Farben zu sehen. Die ist der Menschheit verloren gegangen, die Gene scheinen allenfalls noch die Chance weiterzugeben, einen kleinen Teil des Spektrums zu erkennen. So gibt es Rote, Grüne, Gelbe, Blaue. „Grau“ ist der Auftakt einer Trilogie, und trotz einer gewissen Gemächlichkeit gallig vergnüglich.

Jasper Fforde: Grau. Eichborn Verlag, Frankfurt am Main. 490 Seiten, 19,95 Euro.

In jedem Lob steckt eine Erwartung ans nächste Mal. Ganz viel Erwartungsdruck lastet auf dem britischen Autor China Miéville, der von vielen Kritikern als wichtigster Kopf der New-Weird-Bewegung gepriesen wird. Der Roman „Der Krake“ ist daher auch als Befreiungsschlag zu deuten. Nicht, dass „Der Krake“ nicht hinreichend weird, also verquer seltsam, wäre. Aber das Buch muss sich nicht in den Kosmos von Miévilles Steampunk-Büchern einfügen. Hier bekommt die Fantasie ein ganz neues Was-wäre-wenn-Spielfeld. Aus dem britischen Naturkundemuseum wird ein Krake gestohlen, ein Riesenkalmar. Die Fandung nach dem gemopsten Exponat führt durch ein London abstruser Sekten und Dunkelmännergesellschaften. Einige Leute haben den Kraken zu ihrem Gott erkoren. Was dem bekennenden Marxist Miéville viel Gelegenheit gibt, die Denk- und Organisationsstrukturen der Esoterik und die Geheimgesellschaftszüge von Kirchen zu karikieren.

China Miéville: Der Krake. Bastei-Lübbe TB. 736 Seiten, 8,99 Euro.

Wie eine Spukhausgeschichte funktioniert, weiß jeder. Mit Knarren, Rumpeln und Poltern geht’s los, dann werden Möbel verrückt. Weshalb das Genre erstens fast ganz ins Kino gewandert zu sein scheint, weil dort der Geisterschabernack sinnlich vermittelbar ist, und zweitens ein wenig vernutzt erscheint: Man kennt die Poltertricks eben schon. Die Comiserie „Locke und Key“ ist darum ein doppelter Triumph. Das Spukhaus hier ist wirklich gruselig, seine Wirkweise ist komplex, und nie scheint dem Medium Comic die Poltermöglichkeit zu fehlen. Der Autor Joe Hill und der Zeichner Gabriel Rodriguez schaffen auch im vierten Band, „Die Schlüssel zum Königreich“, eine Atmosphäre nicht nur der Bedrohung, sondern echter Fiesheit. Ihr Spukhaus ist keine esoterische Jahrmärktmaschine, es ist die erwachsene Verkörperung der kindlichen Angst, der dunkle Raum unterm Bett könnte den Beweis dafür liefern, dass ins Gewebe der Welt das Böse fest eingekritzelt ist.

Joe Hill/Gabriel Rodriguez: Locke & Key – Die Schlüssel zum Königreich. Panini Comics, Stuttgart. 160 Seiten, 16,95 Euro.